

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 9

Artikel: Naturgeheimnisse unserer Heimat. Entdeckerfreuden in der Kiesgrube
Autor: Höhn-Ochsner, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NATURGEHEIMNISSE UNSERER HEIMAT

Walter Höhn-Ochsner

Entdeckerfreuden in der Kiesgrube

Wir freuen uns, mit diesem Heft die Beiträge von Dr. h. c. Walter Höhn fortführen zu können, die wir früher unter dem Namen Walter Leuthold veröffentlicht haben.

Meine erste Begegnung mit einer Kiesgrube in frühen Kindheitstagen war von starken Angstgefühlen begleitet. Nicht daß ich Furcht empfand, die hohen Sandwände könnten über meinem Kopfe zusammenstürzen; aber die große Gemeindeschottergrube, die nicht weit von meinem Vaterhause entfernt in einem sanft gewölbten Moränenhügel drin gähnte, war der bevorzugte Zufluchtsort der Zigeuner, die damals noch mit ihren von Zelttüchern überspannten Karren durch unser Land zogen. Seither bin ich ungezählte Male in jene Kiesgrube zurückgekehrt. Es war Forscherneugier, die mich hineingezogen hat; denn auf diesem engen Raum gab es immer etwas ganz Besonderes zu sehen.

Wer eine Moränenlandschaft durchwandert, wird mehrfach Gelegenheit finden, solche Gruben zu treffen, alte, vernarbte und neue Anschnitte im Gelände. Gewiß wird mancher Naturfreund beim ersten Anblick wenig erfreut sein und unter dem Eindruck stehen, der Mensch habe in die heimische Natur eine recht schlimme Wunde geschlagen. Doch bleibt uns ein Trost: die Natur sucht diese Wunden wieder ganz allein von sich aus zu heilen.

Was ist denn Besonderes in einer solchen Grube zu sehen? Durch den künstlichen Aufschluß gewinnen wir gewissermaßen einen Einblick in die Eingeweide unseres Bodens. Eine Kiesgrubenwand entrollt ein recht umfangreiches Bodenprofil. Ein Urkundenbuch wird hier

vor uns aufgeschlagen, wir brauchen nur seine Schrift zu entziffern. Die Gesteine, die hier bunt durcheinander gemischt liegen, das sind die Schriftzeichen, die uns recht viel zu sagen haben. Große Blöcke wechseln mit kleinern ab, kantige und eckige mit schön gerundeten, ungeordnetes Geschiebe mit regelmäßig geschichteten Bändern von feinerem Kies, ausgewaschenem Sand oder eingeschobenen Streifen und Linsen von Lehm. Die Gesteine, die wir hier finden, stammen nicht vom Felsuntergrund der Gegend, in der die Kiesgrube liegt. An ihrer Farbe und Struktur erkennen wir ihre Art, und gestützt auf die geologische Erforschung unseres Landes, können wir die ursprüngliche Heimat des Gesteinsmaterials feststellen. So stammen die roten Ackersteine und violetten Melaphyre im Tal des Zürichsees aus dem Linthgebiet, vom Glattal bis zum Bodensee liegen ungezählte Taveyannazsandsteine und Juliergranite aus den Bündner Tälern, bis weit ins untere Reußtal stoßen wir auf Blöcke von Gotthardgranit und Windgällenporphyr, ja am Jurarand bis in die Gegend von Wangen an der Aare sogar auf Mont Blanc-Granite. Bis kurz nach 1800 glaubte man allgemein, eine Sintflut hätte all die großen Blöcke und das Geschiebe aus den Alpen herunter transportiert. Erst die genauere Untersuchung der jüngsten gletschernahen Ablagerungen mit ihrem geschrammten Geschiebe brachte die Lösung des Rätsels, daß unsere Alpengletscher einst eine viel größere Ausdehnung besaßen und gewaltige Schuttmassen weit ins Mittelland hinaus beförderten.

Durch die einseitige Entlastung geraten oft große Sandwände in eine langsame, kaum merkbare Bewegung. Wie beim Gebirgsbau im Großen, so entstehen dann hier im Kleinen deutliche Verwerfungsspalten, denen entlang die Schichten aneinander vorbei verschoben werden. Ganz besonders schön lassen sich jedoch

die Auswaschungswirkungen des Wassers (Erosion) bei und nach heftigen Regengüssen beobachten. In den Steilböschungen bilden sich



Huflattich

Miniatur-Wildbäche, die am Grund kleine Schuttkegel erzeugen oder in seichten Wasserlachen zu Deltas sich formen, in denen das Material nach dem Gesetz der Schwere in Schichten sich ablagert. An tonig-steinigen Böschungen werden entzückende Miniatur-Erdpyramiden herauspräpariert, von denen jede als Dächlein ein Gesteinsplitterchen trägt.

Durch den Aushub von Kies wird die Rasendecke des Moränenhügels zerstört und für die Pflanzenwelt eine Art Neuland geschaffen, das von dieser wieder etappenweise zurückerobert wird. Es spielt sich dann in der Kiesgrube ein ähnlicher Vorgang ab, wie wenn z. B. in den Alpen ein vom abschmelzenden Gletscher freigegebener Boden von der nachdrängenden Vegetation erobert wird. Nur beteiligen sich natürlich hier im Tiefland andere Pflanzen bei dieser Neubesiedelung als im Gebirge. Aber bei beiden finden wir in der Reihenfolge ihres Auftretens, ihrer Sukzession, dieselben Gesetzmäßigkeiten. Das Anfangsstadium der Besiedelung stellt eine offene Schuttflur dar, in welcher als erste Pioniere vorwiegend Arten auftreten, deren Früchte und Samen oder Sporen durch den Wind verbreitet werden: Huflattich (Abb. 1), Habichtskräuter, Löwenzahn, kanadisches Berufskraut, Laubmoose. Ein folgendes Stadium weist Steppencharakter auf, indem zwischen den einzelnen Gewächsen immer noch der Kiesboden sichtbar ist. Neben Körbchen- und Schmetterlingsblütlern haben sich nun die ersten Gräser als Rasenbildner eingestellt: Burstgras, Rotschwengel, Rispen- und

Honiggras. Aber erst in einem dritten Stadium schließt sich die Grasnarbe zu einem Magerwiesenrasen. Bei diesen aufeinander folgenden Vorgängen haben die verschiedenen Pflanzen einen stillen Kampf ums Dasein unter sich ausgefochten. Die ersten Pioniere sind von den rasenbildenden Gräsern verdrängt worden. Aber auch die eben entstandene Burstwiese stellt ein vergängliches Gebilde dar innerhalb einer natürlichen Entwicklungsreihe. Wird nämlich eine Wiese in den Regionen unterhalb der Waldgrenze weder gemäht noch beweidet, so besiedeln im Verlaufe von wenigen Jahren Gebüsche und Bäume den Rasen, und als endgültiges Schlußglied der Sukzession hat ein Wald diesen Fleck Erde mit Beschlag belegt.

Eine Kiesgrube bildet aber auch den Lebensraum einer ganz charakteristischen Tierwelt. Liegt dieser Erdaufschluß in der Nähe eines stehenden Gewässers, dann entdecken wir mit Gewißheit in den feinen Sand- und Lehmschichten die Niströhren der Uferschwalben, die sie mit ihren Schnäbelchen bis zu einem Meter Tiefe in die Sandwände graben. Dicht daneben haben oft in großer Zahl Einsiedler- und Gürtelbienen ihre engen Niströhren angelegt und sind an sonnigen Frühlingstagen eifrig mit Eintragen von Blütenstaub als Nahrung für ihre Brut beschäftigt. Bei etwas längerem Zusehen werden wir aber auch Zeugen sein, wie bei Abwesenheit der genannten Bienen sich blitzschnell Schmarotzer einfinden, Goldwespen, Bienenwespen, die in die Nester eindringen und dort ihr Kuckucksei ablegen. Nahe am Fuße der steilen Lehmaböschungen haben die Larven des Sandlaufkäfers (Abb. 2)

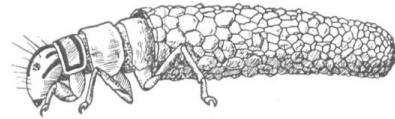


Sandlaufkäfer

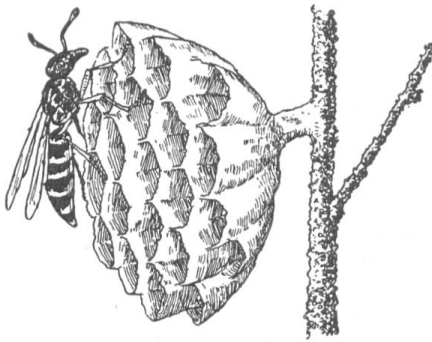
ihre dezimeterlangen, bogig abwärtsführenden Fangröhren gegraben, in die als willkommene Beutetiere Käfer, Spinnen, Asseln oder Springschwänze hineinplumpsen. An Steinblöcken haben Feldwespen (Abb. 3) ihre kleinen, ge-

stielen Nester angeheftet, auf denen die schlanken Hautflügler bei unserer Annäherung eine drohende Verteidigungsstellung einnehmen.

Und jetzt gelangen wir in den interessantesten Winkel der Kiesgrube, wo ein großer



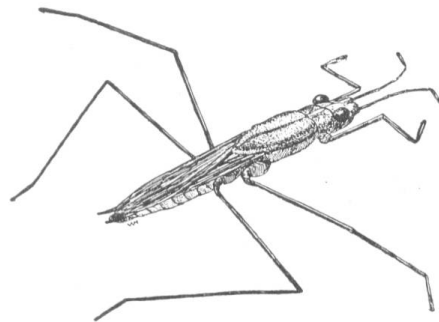
Larve einer Köcherfliege



Feldwespe am Nest

Tümpel mit gelbgrün gefärbtem Wasser sich dehnt, dessen flache Ufer im Laufe weniger Jahre von Seggen und Igelskolben besiedelt wurden. Streckfußspinnen haben zwischen ihren Stengeln horizontale Radnetze ausgebreitet, in deren Fangfäden unzählige, eben dem Wasser entschlüpfte Büschelmücken zappeln. Träge Bernsteinschnecken kriechen längs der Blattkanten empor, und an Blattspitzen haben Florfliegen ihre schwarzen Eipakete hingeklebt. Auf dem Grund des seichten Uferwassers krie-

chen, maskiert mit ihren phantastisch geformten Röhrengehäusen, Köcherfliegen-Larven (Abb. 4) der verschiedensten Art. Auf dem elastischen Oberflächenhäutchen kreisen blitzschnell azuritblaue Taumelkäfer, spreizen Wasserläufer ihre langen Beine (Abb. 5). Schlamm- und Tellerschnecken berspeln mit ihrem Zünglein die Blätter der untergetauchten Laichkräuter. Im Dschungel der ufernahen Algenwatten wimmelt es von Hüpferlingen, Flohkrebschen und Tausenden von Kleinlebewesen, deren Beobachtung im Mikroskop jedem Naturfreund unvergeßliche Stunden bereitet.



Wasserläufer

Schweizerische Anekdote

Eine junge Frau, die gerne auf andere als «arbeitende Art» zu Geld kommen wollte, kam wieder einmal zu mir und klagte gar sehr darüber, daß sie mit dem Lohnlein ihres Mannes einfach nicht auskomme. (Der Mann war ein tüchtiger Arbeiter und guter Familienvater.)

Die Frau sagte: «Die ganzi Wuche chönne mir üs keis Bitzli Fleisch leiste u mir müesse doch so streng schaffe, i ha doch o zwöi Burschli z'bsorge u d'Hushaltig.»

Ich fragte: «Nie kei Fleisch – o gester nid?»

«Ne-nei, gwüß nid, nie, die ganzi Wuche nie!»

Nun glaubte ich das «Froueli» in der Zange zu haben und fragte: «Jä, was isch de das gsy, wo ni Euern Karli gester ha gholfe zämeläse uf der Straß, woner umgfalle isch mit em Trottinett, i ha gmeint, i heig feuf Stück Servalat zellt?»

Jetzt hätte man die Entrüstung dieser Frau sehen sollen. Sie rief aus: «Eh, du min Troscht und Vatter, jetz weiß d'Frou Pfarrer nid emal, daß Würscht keis Fleisch sy!»

M. K. W.